In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 257 Posen, den 8. November 1929 3. Jahrg.



(17. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Man hatte es ja auch 1905 erlebt, daß der Pöbel die Zähne fletschte und nach seinen Herren biß. Nun erlaubte er sich denselben Kinderscherz ein zweitesmal. Und alles würde enden wie damals. Vorläufig war es nur ein prickelnder Nervenkitzel, der die Gedanken von Krieg und verlorenen Schlachten ablenkte. Bangemachen galt nicht.

Nach wie vor fanden in den Palais der Großfürsten rauschende Empfänge statt, an die sich lukullische Gastmähler und Tanzsoireen schlossen, welche bis tief in den Morgen dauerten.

Namentlich Großfürst Michaelowitsch verstand es meisterhaft, seinen Gästen Laune und Unbekümmertheit zurückzugeben. Die Diners in seinem Hause waren fabelhaft! Die Weine auserlesen, die Musik erstklassig! Immer war etwas los bei ihm. Immer mehr Gäste drängten sich in sein Haus

Jeder wollte wenigstens für Stunden vergessen und sich amüsieren. In den großen Bassins seiner luxuriösen Badestuben hielten Damen und Herren große Wettschwimmen. Plötzlich erloschen die tausendflammigen Kerzen, man hörte nichts als Kichern und Lachen und die Schreie der Uneingeweihten, die zum ersten Male an diesem Vergnügen teilnahmen.

Solch ein Bad schuf dann immer erst den richtigen Appetit für all die Genüsse, mit denen Großfürst Michaelowitsch aufzuwarten hatte: Geflügel, von dem man nicht wußte, ob es Hühner, Puten, Gänse, Fasanen oder Schnepfen waren. Man aß Krebspasteten in derart fabelhafter Zubereitung, daß sich alles daran überaß. Neben jedem Teller lag ein Pulverchen, das sofort erneuert wurde, wenn man es geschluckt hatte.

Ein paar Minuten außerhalb des Speisesaales verbracht, machten jeglichen Diätfehler unwirksam. Alkohol war während des Krieges ein unerlaubter Genuß. In den Palais der Großfürsten kümmerte sich keine Seele um diesen Erlaß. Champagner floß in Strömen und Eingeweihte behaupteten, Großfürst Michaelowitsch pflege nur in Tokayer zu baden.

Die Gedärme der Frontsoldaten krachten vor Hunger. Nach einem Diner bei der Hofaristokratie aber drohten sie den Gästen vor Ueberfülle zu bersten. Große Transporte von Geflügel, Spanferkeln, lebenden Fischen, Kaviar und tausend anderem kamen täglich von den Besitzungen der Großfürsten nach Petersburg herein und wurden dort in eigenen Kühlräumen gelagert. Der hungernde Pöbel aber lauerte hinter den Fenstern der Paläste und mußte zusehen, wie die Großen aus goldenen Tellern speisten und die halbe Nacht bei Bridge und Pokker lärmten.

All diese Bilder zogen mit der Hast eines schnellabgerollten Filmes an Dimitris Auge vorüber. Nun konzentrierten sich seine Gedanken wieder auf das Zimmer, das die Heizer verlassen hatten und in welches einzutreten sein sehnlichster Wunsch war.

Er drückte die Klinke herab. Eine matte Flamme von der Decke herab schuf Licht. Fetzen der früheren Seidenbespannung hingen von den Wänden. Sonst war es mit wertlosem Kram ausgefüllt, welchen man aus den Dienstbotenzimmern zusammengeholt haben mochte.

Er erwog rasch, wie lange die Heizer wohl zu tun hätten. Allzuviele Oefen würden sie wohl nicht zu versorgen haben. Er mußte eilen. Mit ein paar Schritten stand er in einer der Fensternischen und schlitzte mit seinem Taschenmesser die Bespannung auf, die ausnahmsweise an dieser Stelle noch gar nicht beschädigt war. Seine Finger zitterten, als er aus einer engen Vertiefung ein schmales, steifes Kuvert hervorzog. Das Körnige des Inhaltes waren Juwelen. Er ließ es in die Tasche gleiten — taumelte gegen das Fenster und hielt die Hand zur Abwehr gegen die Gestalt erhoben, welche ihm wie aus dem Boden gestampft entgegentrat.

Eine Sekunde gegenseitigen Messens. Dann sank Dimitris Arm. Das Mädchen niederzuschlagen, wäre eine Kleinigkeit für ihn gewesen. Aber es war ein Weib. Noch nie hatte Nikolaus die Hände nach einer Frau gehoben. Er sah das spöttische Lächeln in ihrem Gesicht und sagte, nach Fassung ringend: „Es scheint Ihnen sehr viel daran zu liegen, mich an die Wand gestellt zu sehen."

Sie erwiderte nichts, sah von seinen unbeschuhten Füßen nach seinem bleichen Gesichte, in dessen tiefen Wangenhöhlen seine dunklen Augen lagen und verzog den geschminkten Mund. „Sie haben sich sehr verändert! — Sehr, Fürst Nikolajewitsch!"

Er wurde noch eine Spur blässer. „Unsere Bekanntschaft dauert wohl erst seit heute," wehrte er. „Ich wenigstens kann mich nicht erinnern — —"

„Natürlich nicht! Ich war ja damals so." Sie zeigte bis zu seiner Brusthöhe und sah sich flüchtig um, als hätte sie zu laut gelacht. „Fünf Jahre sind eine lange Zeit! Man verändert sich. Sie sind ja auch kaum mehr erkenntlich, und ich hätte nie den Fürsten Nikolajewitsch Dimitri hinter Ihnen gesucht, wenn ich es nicht so sicher wüßte."

Dieser hatte nun seine Ruhe wiedergefunden. Schließlich war es ja alles eins. Es war ihm nicht möglich, sich an ihr Gesicht zu erinnern. „Ich habe verspielt," sagte er ruhig. „Gehen Sie und holen Sie Ihre Freunde! Wieviel bezahlt die Tscheka für einen ausgelieferten Emigranten?"

Sie zog die Schultern hoch. „Es kommt darauf an. Für einen Fürsten Nikolajewitsch dürfte sich die Summe wohl beträchtlich erhöhen."

„Dann ist es ja ein sehr gutes Geschäft für Sie."

„Ohne Zweifel. Sonst hätt' ich doch nicht meine ganze Nachtruhe dafür geopfert. Sind noch mehr solche Verstecke hier, in denen es etwas zu holen gibt?" Ihre Augen lachten boshaft.

Er gab keine Antwort.

„Nun?"

Sie faßte plötzlich nach seiner Hand, riß ihn blitzschnell aus der Nische und von dort nach der Türe, die in das Zimmer nebenan mündete. Lautlos drückte sie die Klinke ein.

„Xenia!" rief draußen Alexeis Stimme. Dann riß eine Hand die Türe auf und warf sie in den Angeln zurück. „Na warte, ich hole dich, mein Täubchen! Ich werde dir's verleiden, Extraausflüge bei Nacht zu machen."

Ein Streichholz flammte auf und flog zu Boden. Ein Fluch fuhr hinterdrein. Alexei hatte sich die Finger verbrannt. Draußen lief Xenia mit Dimitri den Korridor entlang. Er knallt uns nieder, wenn er uns findet," raunte das Mädchen. Sie rannten die Marmortreppe hinab, wiederum einen gähnend schwarzen Korridor hinunter und gelangten abgehetzt zu den Kellern. „Horchen Sie nicht lange," zischte Xenia, „ich weiß ein Loch in der Mauer, das auf die Newa mündet. Sie öffnete eine Türe, Dimitri stolperte über die Schwelle, erhob sich wieder und schob auf ihr Geheiß ein Faß zur Seite.

Draußen glitzerte weißer, silberner Schnee.

„Wie soll ich Ihnen danken?"

Es verschlang ihm die Stimme.

„Sie müssen mich mitnehmen," flüsterte sie und schlüpfte

nach ihm durch die Oeffnung. Er streifte hastig die Schuhe an die Füße. Eng an den Schatten der Mauern geduckt, liefen sie auf dem Eis der Newa dahin. Wo die Häuser nicht aneinanderstießen, sprangen sie in weiten Absätzen über die hellen Lücken, blieben stehen, horchten und verrasteten wieder, wenn das Dunkel sie abermals deckte.

„Wo wohnen Sie?" flüsterte Xenia.

Er nannte das Hotel. Sie machten einen großen Bogen. Arm in Arm gingen sie an dem Nachtportier vorüber, der ihnen auf ihr Läuten geöffnet hatte.

„Ich habe nur dieses eine Zimmer zur Verfügung." Dimitri ließ ihr den Vortritt in den durchwärmten Raum und nahm ihr den Mantel ab. „Wenn Sie schlafen wollen, das Bett steht zu Ihrer Verfügung. Ich hoffe, daß Sie sich durch meine Gegenwart nicht zu sehr beengt fühlen."

Sie verneinte, dehnte die Arme und fiel todmüde in den Stuhl, der ihr am nächsten stand. „Setzen Sie sich, Fürst Nikolajewitsch, Sie werden auch nicht weniger müde sein als ich. Also: Wir sind einander ausgeliefert. Sie mir und ich Ihnen."

„Das dürfte nicht ganz stimmen," warf Dimitri ein. „Weshalb sollten Sie mir ausgeliefert sein? Sie sind in Ihrer Freiheit keineswegs beschränkt."

„Du lieber Gott! Man merkt, daß Sie lange fortgewesen sind, Fürst Nikolajewitsch! Alexei hat wahrscheinlich schon jetzt gemeldet, daß ich abgängig bin. Wenn ich mich sehen lasse, knallt es. Ich könnte nun allenfalls auch den Angeber machen, daß Sie im Palaste waren und noch etwas darinnen versteckt ist, wovon die anderen nichts wissen, aber das würde mir nichts helfen. Erledigt wäre ich doch. Wenn nicht durch die Tscheka, würde ich todsicher durch Alexei kaltgemacht. Ich will aber leben. Wofür hätte ich all das Schreckliche durchkostet und die Schande ertragen, eine Dirne zu werden und von Hand zu Hand zu gehen."

„Mußte das sein?" warf Dimitri ein.

Sie maß ihn spottend. „Ja, das mußte! — Auch wenn ich nicht gewollt hätte. Es gibt soviele Mittel, ein Weib gefügig zu machen."

„Eine Kugel wäre entschieden besser, als jahrelang durch diesen Schmutz zu waten," tadelte er.

Sie fröstelte zusammen. Ihr Blick wurde feindselig drohend. „Eine Kugel, ja! — Aber bis diese Kugel kommt. Ich war schon an die Wand gestellt; Da fiel es einem Kommissar der Tscheka auf, daß ich hübsch sei. Das war der Anfang. Mit der Peitsche machte ich wie so viele hundert andere keinerlei Bekanntschaft. Der Kommissar hatte ein ganz anderes Mittel, Frauen gefügig zu machen. Ich wurde in einen Keller gesperrt, in welchem ich, an Händen und Füßen gebunden, mir selbst überlassen blieb. Ehe ich noch begriff, was eigentlich mit mir geschehen sollte, fühlte ich, wie etwas meinen Körper hinaufkroch, die Schenkel hinunter, die Arme entlang. Dann biß sich etwas an meinen Hüften fest, das mich aufschreien ließ, vor Furcht, Schmerz und Entsetzen. Es waren Ratten, die zu Dutzenden über mich herfielen und an mir zu nagen begannen. Im Nacken an den Ohren, an Waden, Sohlen und Händen hackten sie ihre Zähne ein.

Ich schrie, bis ich heiser wurde und keinen Laut mehr von mir zu geben vermochte.

Nach einer halben Stunde — für mich waren es dreihundert — kam der Kommissar, schaltete das Licht ein und wartete, bis die Nager wieder an ihre Arbeit gingen. Er verscheuchte sie nicht, verhielt sich im Gegenteil ganz ruhig, um das Raubzeug nicht zu stören und sah aufmerksam zu, wie sie Stück um Stück aus meinem Körper herausrissen.

Ich schrie mit dem letzten Rest meiner Stimme um Erbarmen. Aber erst nach einer Weile band er meine Füße los und befahl mir, ihm nachzukriechen. Er ging mir die Treppe voran, ich folgte ihm durch einen Hof auf die Straße, wo die Soldaten gröhlten und in unbändiges Gelächter ausbrachen, als sie mich sahen.

Ich mußte weiterkriechen, wie ein Hund, immer neben ihm her auf Händen und Füßen, durch zollhohen Schnee, der mir die Handflächen wie mit Messern auseinanderschnitt."

„Hören Sie auf!" Dimitri hielt sich die Ohren zu.

„Es war noch viel — viel häßlicher, als ich es erzähle," sagte Xenia und blickte mit starren Augen an ihm vorüber. „Ich habe Ihnen nur einen Bruchteil des Scheußlichen wissen lassen, damit Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage: Es mußte sein."

„Ich glaube Ihnen ja! Beruhigen Sie sich jetzt, Xenia!"

Es war das erstemal, daß er ihren Namen nannte. Ihre Lider flackerten auf und nieder. Sie war zum Umfallen müde. Er bat sie, sich zu legen. Sie schüttelte den Kopf. „Es war nicht klug, von Ihnen, Fürst Nikolajewitsch, um ein paar Erinnerungen und einigen Juwelen wegen sich in Gefahr zu begeben."

Er hob die Achseln. „Wie kamen Sie auf den Gedanken, ich könnte oben in diesem Zimmer sein?"

„Gott! — Irgendwo mußten Sie doch stecken!"

„Wußten Sie denn, daß ich mich im Palaste aufhielt?"

„Natürlich! — Ich sah Sie doch am Boden liegen und stieß mit dem Fuße an Ihre Schulter! Oder war es Ihr Kopf?"

„Nein! — Es war meine Schulter!" Dimitri fühlte, wie sich etwas in ihm zusammenzog. Sie war so grausam wie ihre Peiniger, denn sie hatte Petroff aufgefordert, Licht zu machen, obwohl sie wußte, daß er dann verloren war.

Sie schien sich gut in Gesichtern und Stimmungen auszukennen und erriet ohne weiteres, was er dachte. „Wenn Petroff Licht gemacht hätte, würde ich das Streichholz sofort gelöscht haben. Ich wollte Sie erst einmal für mich allein besehen. Ich war zu neugierig, wie Ihnen die Flüchtlingsjahre bekommen sind! — Es scheint — nicht eben gut!" Sie maß ihn ungeniert und suchte in seinen Augen zu lesen.

„Und jetzt?" fragte Dimitri, um einer Antwort überhoben zu sein.

„Jetzt gibt es nur zwei Wege: Entweder Sie behalten mich und nehmen mich mit über die Grenze, — oder ich setze morgen Iwan und Alexei eine faustdicke Lüge hinter's Ohr."

„Werden Sie Ihnen dieselbe glauben?"

„Es kommt darauf an." Sie nagte mit ihren schönen regelmäßigen Zähnen an ihren zersprungenen Lippen. „Verraten möchte ich Sie nicht gerne!"

„Sie sind sehr gütig!" Er wollte ihr die Hand küssen. Sie entzog ihm dieselbe hastig und begann ihn wieder zu mustern. „Es wäre doch eigentlich schade um Sie! — Die anderen sind alle —" Sie machte eine Geste des Erledigtseins.

„Auch meine Mutter?"

„Sie wissen nicht, Fürst Nikolajewitsch?"

„Nein!"

„Ich will jetzt doch etwas schlafen!" Sie gähnte und hob sich aus dem Stuhle, um nach dem Bett zu gehen.

Dimitri zitterte an allen Gliedern. Warum sagte sie ihm nicht, was es mit seiner Mutter war? Er ging ihr nach bis zu dem Bette, das an die Mauer gerückt war. „Xenia! Machen Sie Ihre Güte voll! Was ist mit meiner Mutter?"

„Sie ist gut aufgehoben, Fürst Nikolajewitsch! Besser als wir beide!"

Das Blut staute sich ihm nach dem Herzen. Sein Gesicht leuchtete wie Kalk. Der letzte karge Rest von Hoffen fiel zusammen. „Ich hätte hier bleiben sollen, Xenia! Nicht feige flüchten und mich ins Ausland retten."

„Das war albern gesprochen!" tadelte sie. „Sie hätten nichts zu ändern vermocht und wären längst erledigt wie die anderen." Sie gähnte. „Schlafen Sie jetzt! Morgen wird mir dann schon etwas einfallen, wie ich mich aus der Schlinge ziehe. Gute Nacht!"

Ohne sich zu entkleiden, streckte sie sich auf das Bett, sah, wie er noch immer unschlüssig gegen die Wand lehnte und drehte das Gesicht zur Seite.

Als sie nach einer Weile wieder nach ihm hinblickte, war er im Stehen eingeschlafen.

* * *

Kommissar Petroff stand an Iwans Bett und rüttelte ihn ungestüm an den breiten Schultern, über denen das Hemd auseinanderklaffte, daß die dunkelbehaarte Brust zu sehen war.

Der Riese streckte sich und fuhr dann wütend auf: „Xenia, du freche Katze —" sah Petroffs Gesicht und lachte schallend auf. „Ich hab' gemeint — heut Nacht hat mich die Reihe getroffen."

„Stimmt!" — Petroff hielt die Hände in die Taschen seines Mantels versenkt. „Kannst du mir sagen — wo sie jetzt ist?"

„Die Katze?"

„Ja!"

„Vielleicht bei dir?" Iwans verschlafene Augen blinzelten ihn warnend an. „Nimm dich in acht!"

Petroff wiegte sich sorglos in den Hüften. „Das Täubchen ist ausgeflogen."

Iwan stützte sich zur Hälfte auf: „Es wird nicht schwer zu finden sein, denn — —"

(Fortsetzung folgt.)

Lachen ist ein Beruf geworden.

Paul Dubro berichtet hier über seine Eindrücke bei dem Besuch der großen Tonfilm-Ateliers der Ufa.

„Haben Sie eine Genehmigung . . .?"

Habe ich den Brief mit der Bewilligung zum Betreten der neuen Tonfilm-Ateliers der Ufa eingesteckt? Ich werde kritisch gemustert, als ob man einen Störenfried der tonfilmischen Ruhe in den Ateliers in mir vermutet. Der Beamte, über dessen Pult am Eingang des Ateliers groß das Wort „Auskunft" steht, sagt wie zur Erläuterung seines Wunsches: „Die Genehmigung wird nur in den allerseltensten Fällen gegeben. Es besteht die Gefahr von unbeabsichtigten Störungen durch ‚tonfilmunerfahrene' Besucher." Unwillkürlich komme ich in etwas gehobene Stimmung: Ich bin einer der wenigen Glücklichen, dem die Reise in den deutschen Tonfilm gelingt. Noch einen Rat bekomme ich auf den Weg: „Wenn die rote Lampe über den Ateliereingängen aufleuchtet, ist auch für Sie das Betreten strengstens untersagt. Die Aufnahmen sind dann gerade im Gange." Vor dem Tor zu einem der großen Ateliers. Ich drücke auf die schwere Klinke der großen Eisentür — erinnere mich, sehe nach oben auf die Lampe — rotes Licht —, also Aufnahme. Eintritt verboten! Vor dem nächsten Atelier — wieder rotes Licht.



Lilian Harvey spielt in der Ufaton-Fimoperette der Erich-Pommer-Produktion „Liebeswalzer" und im Lustspiel „Wenn Du einmal Dein Herz verschenkst".

Phot. Ufa

Auch in zwei anderen Ateliers wird gerade gearbeitet.. Was tun? Ich komme wieder bei der „Auskunft" vorbei. Der Beamte lächelt. „Es wird wohl in allen Ateliers gearbeitet?" Kurz entschlossen postiere ich mich vor das Atelier Nr. 1, gehe leise auf und ab, erinnere mich der früheren Atelierbesuche beim stummen Film, an das Hämmern, Klopfen, die lauten Unterhaltungen der Komparsen, das Getriebe hinter der Aufnahmekamera, Menschen, Stimmen, die lauten Anweisungen des Regisseurs, kurz und gut, an die verschiedenartigen „Nebengeräusche" bei den Aufnahmen zu einem „stummen" Film. Die rote Lampe über dem Atelier Nr. 1 erlischt. Ich trete in das modernste Tonfilm-Atelier Europas. Was ist los? Ein paar Stühle stehen umher, an einer Wand sitzen, wie in einem Konzertsaal, fünfzig bis sechzig Menschen, Männer und Frauen, junge und alte, dicke und dünne. Ein Mikrophon steht in der Mitte des Raumes. Alle sehen auf eine Frau, die wie besessen lacht. Endlich erkennt man in der Menge Werner Richard Heymann. Wir begrüßen uns. Die lachende Frau hat sich inzwischen beruhigt. Heymann, der musikalische Leiter der Ufaton-Filme der Erich-Pommer-Produktion dirigiert lautlos mit Gesten die kommende Szene. Jene Frau tritt vor, lacht hoch, schrill — die sechzig Menschen lachen im Echo. Die Frau tritt zurück, ein dicker Mann tritt vor, lacht in tiefem Baß, die sechzig Menschen lachen wieder im Echo. Das Lachen steckt an: Heymann lacht die paar Bühnenarbeiter lachen, man lacht selbst. Zehn Menschen lachen in den verschiedensten Tonarten: ein ganzer Lacherchor, bis Heymann abwinkt. Allmählich flaut das Lachen ab. Erstaunt fragend sehe ich auf Heymann. Er erklärt lächelnd:

„Wir drehen jetzt die letzten Nachaufnahmen für den Sprech- und Tonfilm „Melodie des Herzens". Was Sie eben gehört haben, war die Tonprobe einer großen Lachszene."

„Und diese Menschen?" frage ich.

„Sind Komparsen", antwortet Heymann, „die die tonliche Statisterie eines Filmes bilden. Jetzt benötigen wir beim Tonfilm Komparsenmaterial, das nicht nur äußerlich, sondern auch akustisch interessante Nuancen bietet."

Lachen ist ein Beruf geworden.



Dita Parlo im Ufaton-Film der Erich-Pommer-Produktion „Melodie des Herzens".

In einem anderen Atelier bin ich plötzlich inmitten einer vornehmen englischen Gesellschaft. Diener in äußerst prächtigen Livreen sprechen ein nasales hochmütiges Englisch. Der erste Eindruck — hier wird eine Verlobung gefeiert. Ich stehe unbemerkt hinter der schalldicht verkleideten Kamera und sehe: sie ist wieder beweglich geworden, die Starrheit der Kamera bei den ersten Tonfilmen ist überwunden! Wilhelm Thiele dreht große Spielszenen der englischen Fassung der neuen Ufaton-Filmoperette der Erich-Pommer-Produktion „Liebeswalzer" von Hans Müller und Robert Liebmann. Zwei junge Menschen, Lilian Harvey und John Batton, stehen in der Tür, sprechen miteinander. Plötzlich werden sie von dem „Ah" und „Oh" einer illustren englischen Gesellschaft aufgescheucht. Die kleine Harvey schreit auf, stürzt zur Tür. Eine Stimme der Tafelrunde ruft: „Eva!" Die Tür fliegt hinter ihr zu. Die Tonkamera hat Lilian Harvey verfolgt; der Maschinentelegraph schnurrt leise. Wilhelm Thiele greift zum Hörer. „Die Aufnahme gelungen?" fragt er. Ich höre die Worte: „Ja, bloß der Ausruf ‚Eva' muß noch verstärkt werden. Bitte, noch ein weiteres Mikrophon in die Nähe der Tür zu stellen." Inzwischen erzählt Thiele von seinem Film. Lilian Harvey spielt sowohl in der deutschen als auch in der englischen Fassung. „Meine Gegenspieler haben es besser", lächelt die kleine entzückend aussehende „Lilian", wie sie das ganze Atelier nennt. Willy Fritsch, der eben im roten Frisiermantel hereinkommt, bemerkt: „Das ist der Fluch von zwei Heimatsprachen." Wilhelm Thiele erklärt: „Willy Fritsch spielt die Hauptrolle meines Films in der deutschen Sprech-Fassung, während John Batton sie in der englischen spielt." Lilian seufzt dazu: „Ja, und ich spiele jeden Tag zweimal meine Rolle." Inzwischen ist das Mikrophon an der Tür aufgestellt. Die Szene wird wiederholt. „Eva" kommt „tonlich" klar heraus, ebenso wie das Zufallen der Tür. Der „Akustiker" im Mischraum hoch oben an der Atelierdecke gibt seine Zufriedenheit kund. Eine Szene, ein kleiner Baustein zum Aufbau des deutschen Tonfilms, ist gelungen.

Film-Anekdoten.

Große Sensation in Hollywood: Es verlautete, daß Norma Shearer sich endlich entschlossen habe, ihr Haar schneiden zu lassen. Norma Shearer gehört zu den wenigen letzten „langhaarigen" Filmstars, und ihr Beweggrund, sich nun endlich zum Bubikopf zu bekennen, war eine neue Filmrolle, die sie spielen sollte. Alles wartete gespannt auf ihre Rückkehr von New York, wo sie sich gerade aufhielt, und wo das große Ereignis des Haarschnitts vor sich gehen sollte. Aber welche Enttäuschung, als Norma zurückkam! Sie trug dieselbe Haartracht wie vorher, und von Bubikopf konnte überhaupt keine Rede sein. „Ich war dreimal beim Friseur", gestand sie einer Vertrauten, „und dreimal wurde die verhängnisvolle Schere gezückt. Jedoch jedesmal verlor ich den Mut und verließ eilig den Laden, um die Prozedur auf den nächsten Tag aufzuschieben."

Es werden jetzt Wetten abgeschlossen: Wird Norma Shearer sich einen Bubikopf schneiden lassen oder nicht? Die Bubikopfgegner sind ihres Sieges jedenfalls sehr gewiß.

*

Bessie Love, die rasch berühmt gewordene Heldin des Metro-Goldwyn-Mayer-Tonfilms „Broadway Melody", war acht Tage zur Erholung verreist gewesen, an einen See, der sich besonders gut zum Schwimmen und Bootfahren eignen sollte. Als sie zum erstenmal wieder im Atelier erschien, wurde sie sofort mit der Frage bestürmt:

„Kann man dort wirklich so gut schwimmen?"

„Weiß nicht", sagte Bessie.

„Und wie steht es mit dem Bootfahren?"

„Keine Ahnung", sagte Bessie.

„Ja, was hast du denn dort die ganze Zeit gemacht?"

„Ich habe geschlafen", sagte Bessie. „Es war großartig."

*

Die behäbige Polly Moran gehört zu den beliebtesten „komischen Alten" des Films. Neulich besuchte sie einen Schönheitssalon, und als sie ihn verließ, war ihr Haar viel blonder als vorher. Als sie sich deswegen einige Neckereien anhören mußte, erwiderte sie ernsthaft: „Ich habe mir das Haar nur wegen der neuen Farbenfilme bleichen lassen, für die man blonde Schönheiten bevorzugt."

*

Charlie Chaplin und Douglas Fairbanks, so will es eine in Hollywood sehr bekanntgewordene Fabel wissen, gingen eines Tages zusammen spazieren. Man sprach über die unerhörte Maskenkunst Lon Chaneys, dessen Quasimodo-Darstellung in „Notre-Dame" zu jener Zeit gerade ungeheures Aufsehen erregt hatte.

Plötzlich schrie Charlie Chaplin auf:

„Achtung, Doug, Achtung!"

„Was ist denn los?" fragte Fairbanks erstaunt.

Und Charlie zeigte auf einen Regenwurm, der sich auf dem Boden krümmte und den Fairbanks beinahe zertreten hätte:

„Sei um Gottes willen vorsichtig, es könnte Lon Chaney in einer neuen Maske sein . . .!"

Der Schönheitspreis.

Von Louise Brooks.

Louise Brooks, die Lulu aus dem Film „Die Büchse der Pandora", erzählt hier von ihrer neuen Filmtätigkeit in Paris.

Strahlende Herbstsonne. Man geht noch in hellen Kleidern — und im Bois de Boulogne fährt man durch raschelndes Laub. Heute ist ganz Paris auf den Beinen, in Autos, in Droschen, mit dem Bus und zu Fuß strömt jung und alt in den Jardin d'Acclimatation, einen herrlichen Lustpark.

Es ist eine große Schönheitskonkurrenz, veranstaltet von zwei großen Journalen, vom „Paris de Midi" und von „Le Journal". Unübersehbar ist der Menschenstrom, und Tausende, Tausende stehen schon auf dem weiten runden Platz, auf erhöhter Tribüne; vor einem niedlichen Klubhaus die Jury. Es ist sommerlich warm, wolkenlos spannt sich blauer Himmel, und der Park leuchtet in den bunten, farbenfrohen Tönen des Herbstes. Eine lange Laufbrücke führt von der Tribüne, wo „sachverständig" die Jury waltet, mißt und notiert.

Ich bin auch unter den Konkurrentinnen.

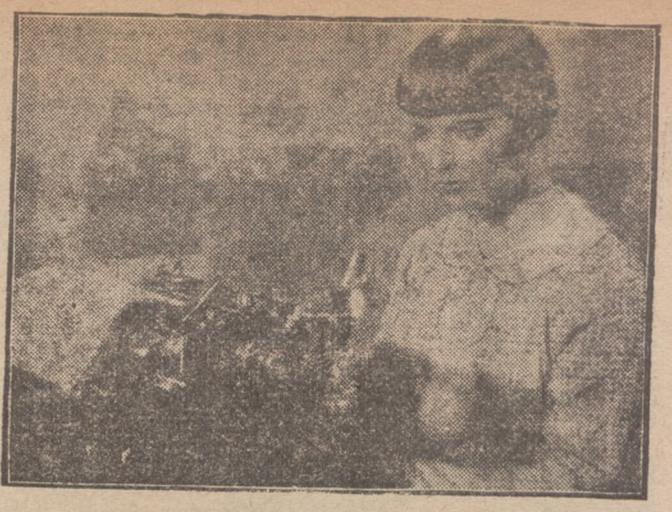
Man ist doch etwas aufgeregt und mustert kritisch seine Konkurrenz, sucht die Fehler und ist glücklich, wenn man einen gefunden hat. Da, die Brünette mit den rassigen Augen und der Jungensfigur — die ist sicher zu schlank — ach, gar kein Zweifel, so schlank, nein, das ist doch sicher . . . und dort die Blonde, etwas mollig, doch eigentlich ganz Pariser Geschmack. Was ist denn dort? Direkt hinter dem Richtertisch? Man ist ja heute schon hundertmal mindestens geknipst worden, aber dieses Monstrum von Apparat; das ist doch eine Filmkamera? So groß? Da — auch Musik —, und jetzt wird scheinbar gekurbelt — ah — Tonfilm! Tonfilm!

Fast hätt' ich's vergessen — natürlich, diese große Pariser Schönheitskonkurrenz ist ja nicht nur ein gesellschaftliches Ereignis des lebensfrohen Paris, sondern auch ein Teil des Sofar-Dialog-Tonfilms der Orplid-Meßtro, dessen Hauptrolle ich spiele mit Jean Bradin unter Augusto Geninas Regie.

Ich bin also „im Dienst". Eben war ich „dran", stand vor den Richtern, wurde gemessen, gemustert von allen Seiten und bekam ein Band, das heißt auserwählt zur wirklichen Konkurrenz um den Schönheitspreis, den das Publikum selbst durch Abstimmung erteilt. Fünfundzwanzig sind wir „zur engeren Wahl".

Nun ist die Wahl — sie dauert Stunden —, wir tanzen längst im Ballsaal des Klubrestaurants. Es wird gewettet — wer wird's? — Endlich kommt die Jury.

Hurra — ich bin's!



Louise Brooks, ein gern gesehener Filmstar.

Valentino, ein rasch vergessener Liebling.

Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. Dieses unbarmherzige Wort trifft auch auf den Filmstar Rudolf Valentino zu, der zwar seinerzeit ein ungeheures Vermögen erworben hat, dessen Nachlaß aber nicht ausreichte, ihm ein würdiges Grabdenkmal zu setzen.

Valentinos Testamentsvollstrecker hatte in Uebereinstimmung mit den Freunden des Verstorbenen Josef Schenk zum Sekretär eines Ausschusses ernannt, der mit Unterstützung verschiedener Filmindustriellen für eine würdige Ehrung des toten Künstlers sorgen sollte. Es wurde ein Rundschreiben verfaßt, das von jedem Empfänger des Briefes eine Spende von einem Dollar forderte; dann wurde eine Gesellschaft gegründet, die ihren Sitz in New York und in Chikago hatte und außerdem Zweigstellen in vielen anderen amerikanischen Städten besaß. Viele tausend Briefe wurden an die hervorragendsten Angehörigen der Filmindustrie verschickt. Alles schien zu gelingen, und Schreiben, in denen das Beileid über den frühen Tod des Schauspielers ausgesprochen wurde, liefen zu Zehntausenden ein. Es war also anzunehmen, daß die für das Grabmal notwendige Summe in ganz kurzer Zeit gezeichnet und sogar überschritten sein würde. Bald darauf lief auch eine Spende von 500 Dollar ein, die eine Dame der englischen Aristokratie übersandt hatte. Zwei nahe Freunde des toten Künstlers zeichneten ebenfalls je 100 Dollar. Auf die zahllosen Bittbriefe, die man in die Welt hinausgeschickt hatte, erhielt man jedoch kaum ein halbes Dutzend Antworten.

Fröhliche Ecke.

Ob das hilft? Ein aufdringlicher Herr besuchte immer wieder eine bekannte Familie und ließ sich durch keine vorgeschützten Gründe abhalten, das Haus nicht zu betreten. Wenn ihm das Dienstmädchen sagte: „Der gnädige Herr und die gnädige Frau sind nicht zu Hause!" so drängte er sich doch in das Haus und sagte: „Na schön, dann werde ich ein bißchen mit den Kindern spielen!" oder „Dann kann ich mich ja etwas mit dem Papagei unterhalten!" oder: „Dann darf ich wohl wenigstens meine Uhr nach der großen Uhr im Treppenhaus stellen! — Als man den Unermüdlichen eines Tage wieder kommen sah, wurde ihm an der Tür der prompte Bescheid: „Der gnädige Herr und die gnädige Frau sind ausgegangen, die Kinder schlafen, der Papagei ist tot und die Uhr im Treppenhaus steht!" („Jugend")

Herr Neureich. Ein sehr reich gewordener Mann suchte für sein soeben erworbenes Schloß verschiedene Zimmereinrichtungen. „Das ist ein Ludwig-XIV.-Bett."

„Sehr hübsch," antwortete der Käufer, „aber nicht groß genug für mich. Schicken Sie mir ein Ludwig XV. oder XVI. großes." („Daily Herald")

Geschäftstüchtig. „Wo bin ich denn?" fragte ein Mann, der von einem Omnibus angefahren war und sich dreimal überschlagen hatte.

„Wo Sie sind, mein Herr?" rief ein fliegender Buchhändler. „Bitte, hier die Karte von London, nur einen Penny!" („Daily Chronicle")

*

Er lebt in einer anderen Welt. Ein geistesabwesender Reisender wurde in der Eisenbahn nach seiner Fahrkarte gefragt. Nachdem er alle Taschen durchsucht hatte, sagte der Kontrolleur zu ihm: „Macht nichts, Sir, Sie werden schon so durchkommen." — „Nein, nein," sagte der Reisende, „ich muß sie finden, damit ich weiß, wo ich hinfahre!" („Daily Chronicle")